Die Wettertanne.

Von Julius Sturm.

Ob der Sturm dich umtobt,
Umheult und umschnobt,
Dich beugt und erhebt,
Daß jedes Aestlein an dir bebt:
Fest stehst du, einsame Tanne.

In das Felsgestein
Tief, tiefer hinein
Ohne Rast und Ruh
Treibst deine gähen Wurzeln du,
Um Trotz zu bieten dem Wetter.

Doch der Blitz sucht gern
Dem Thale fern
Einsame Höh'n.
Trifft dich sein Strahl einst, wie so schön
Ist, Wettertanne, dein Sterben.

Von Flammengold
Umwebt und umrollt,
Stehst über'm Thal
Du als ein weithin leuchtend' Mal,
Von Gottes Allmacht zeugend.

Mo lid-en-Nebbi.

In den ersten Tagen des Rabi-el-Auwel, des dritten Monats des mohammedanischen Jahres, wird von allen Bekennern des Islams der große „Molid-en-Nebbi", der Geburtstag des Propheten, gefeiert. Die Vorbereitungen hierzu beginnen in Kairo bereits mit dem 2. des Monats, während die Hauptfestlichkeit in der Nacht nach dem 12. stattfindet. Eine Unzahl von Zelten und Buden erhebt sich auf dem im äußersten Südwesten der Stadt, nicht weit vom Nil gelegenen Platze Kasr-el-Alli, auf welchem das Fest gefeiert wird, und eine ungeheuere Menschenmenge zu Fuß, Pferde, Esel und Wagen füllt ihn von Sonnenuntergang bis Tagesanbruch. Der Platz ist in zwei Theile getheilt, von denen der eine mit seinen großen, schönen Zelten, in deren Herstellung die Orientalen Meister sind, einen prächtigen Eindruck macht. Besonders die dem Chedive, den Ministern, dem Gouverneur und einzelnen reichen Paschas errichteten fallen dem Beschauer in's Auge; immer sind sie mit großen Glaskronleuchtern, kostbaren Teppichen und Divanen ausgestattet. In den kleineren Zelten sehen wir Andächtige mit untergeschlagenen Beinen auf Teppichen im Kreise um einen Vorleser sitzen, der ihnen die Geburt des Propheten mit allen Zeichen und Wundern, die sich dabei ereignet haben, vorträgt. Auch heulende und tanzende Derwische sehen wir ihren „Sikr", ihre Andachtsübung, halten, eng umstanden von einer schaulustigen Menge. In dem zweiten Theile des Festplatzes finden wir Kaffeehäuser, in denen Haschisch geraucht wird, oder Sängerinnen und Tänzerinnen ihr Wesen treiben; andere, in denen Märchenerzähler ihre Vorträge halten, dann viele Buden, in denen Süßigkeiten verkauft werden, Gaukler, Spaßmacher und Zauberer, ferner viele Karussels, Schaukeln u. s. w. Das Treiben nimmt an Lebhaftigkeit beständig zu und erreicht mit der Nacht nach dem 12. seinen Höhepunkt. Ein großes Feuerwerk, sowie Gebete in verschiedenen Moscheen, denen auch die Vertreter der Regierung beiwohnen, beschließen das Fest. Bis vor wenigen Jahren fand am Tage nach dem 12. als Schlußfeier des großen Festes eine eigenartige Ceremonie, das „Ueberreiten der Sadije-Derwische", statt. Diese vollzog sich ebenfalls unter ungeheuerem Zulauf der Bevölkerung und bestand darin, daß sich 60 und mehr dem Derwischorden der Sadije und Refaije angehörende Leute, denen sich viele Freiwillige anschlossen, auf den Boden warfen, so dicht wie möglich aneinander drängten und die Arme unter dem Antlitz zusammenlegten, um ihren Schech über sich hinwegreiten zu lassen. Der größte Theil der „Andächtigen" hatte die Nacht über gewacht und unter frommen Gebeten zugebracht, und die große Hitze, der sie durch ihre Lage und die Einwirkung der Sonnenstrahlen ausgesetzt waren, that das Uebrige, um sie fast ihrer Sinne zu berauben. Bald verkünden die Rufe der Menge das Nahen des Schechs, welcher das Ueberreiten zu vollziehen hat. Es ist ein alter, ernst ausschauender Mann, dessen Haupt mit einem großen, grünen Turban, dem Zeichen seiner Würde, bedeckt ist. Das Pferd, welches er reitet, ist nicht beschlagen. Nur zögernd und am Zaume fortgezogen, tritt es auf die ersten der auf seinem Wege Liegenden und bewegt sich langsam und vorsichtig vorwärts schreitend auf dem lebenden Boden dahin. Die Menge ist in höchster Erregung und murmelt beständig Koransprüche vor sich hin, während das dumpfe, unablässige „Allah! Allah!" der auf dem Boden Liegenden nur halb erstickt emporddringt. Sobald das Ueberreiten beendigt ist, erheben sich die unglücklichen Opfer unter dem Beifstand der Menge. Sie haben sich zwar durch ihre That ein großes Verdienst erworben, aber trotzdem nach dem Ausspruche der Gläubigen sich bei dem Ueberreiten nie ein Unglück ereignen soll, gewahrt man doch stets Einige, welche Quetschungen oder Brüche davongetragen haben. Der vorige Chedive, Taufik Pascha, untersagte die Ausübung dieser Ceremonie und erwarb sich hierdurch den Beifall des gebildeten egyptischen Publikums.

— Domestiken-Rache. Bursche: „Einen Esel, ein altes Rhinoceros hat mich der Herr Major genannt! Von dessen zurückgelassener Cigarre die Asche auf den Teppich streifend.) So, jetzt mag er sich hüten, wenn die Frau Majorin nach Hause kommt!"

Dannappels letzte Kegelreise.

Der Kegelclub „die fidelen Ratten" hatte seine Kegelkasse mit den Erträgnissen der Beiträge, der Strafen etc. wieder einmal bis an den Rand gefüllt, und die Rufe der „Ratten" nach einer urfidelen Kegelreise wurden lauter und lauter, bis endlich „der Herr Vorstand" sich dazu herbeiließ, eine Versammlung über die Frage: „Wohin die Fahrt?" anzuberaumen. Diese kam nach ungezählten Reden und schier unzählbaren Schoppen denn auch zum Entschluß, als Ziel der Kegelspritze die Hauptstadt zu wählen und dort in dreien Tagen die Kegelkasse gründlich „dünne zu machen." Am übernächsten Tage wollte man mit dem Frühzuge 5 Uhr 30 Minuten die Fahrt antreten.

Dannappel, Mitbegründer des „fidelen Ratten"-Clubs, Inhaber des großen, zwei Pfund schweren Rattenordens, Rentier und einflußreichstes Clubmitglied — dies einflußreich gilt auch vom Bier — hatte bei der Versammlung das Hauptwort geführt und man erhoffte sich von ihm und seiner Führerschaft das größte Plaisir für den Ausflug.

Dannappel bereitete sich vor, diese Hoffnung vollinhaltlich zu erfüllen. Sein Koffer war gepackt, die Tasche mit den „Essabilien" hätte mit ihrem Inhalte ausgereicht, um zwei Dutzend Frühstücksportionen zu liefern und der Wecker war auf 5 Uhr gestellt, um Dannapel pünktlich zu dem früh 5 Uhr 30 Minuten abgehenden Zug auf den

nur zehn Minuten von seiner Wohnung entfernten Bahnhof zu bringen.

Der Wecker that auch pünktlich seine Pflicht, aber es waren doch schon acht kostbare Minuten verflossen, ehe Dannappel aus dem Bett und in seine Hosen fuhr. Mit einer Hast, wie sie bei dem ruhigen Kegelbruder sonst selten war, kleidete er sich an und erreichte gerade noch an der nächsten Straßenecke eine Droschke mit einem sehr verschlafen aussehenden Kutscher und dito Pferd, die beide, der eine durch die Verheißung eines Trinkgeldfünfzigers, der andere durch ein paar Hiebe mit der Peitsche lebendig gemacht wurden.

Hatte das Hottchen diese Hiebe als einen Ausfluß der ungerechten Vertheilung der Glücksgüter dieser Welt aufgefaßt oder waren ihm die Kobolde des Schabernacks in die Glieder gefahren, genug, das rasche Tempo, das unsern Dannappel mit süßen Hoffnungen, rechtzeitig in das Coupe gelangen zu können, erfüllte, ging alsbald in ein beängstigend schnelles über und — richtig! — fünfzig Schritt vor dem Bahnhof that denn auch das Pferd einen Fehltritt, brach in die Knie und — krach! — war die Deichsel entzwei.

Hilfe war in Gestalt eines notizbuchbewaffneten Schutzmannes zwar bald zur Stelle, allein die Minuten, die Dannappel verlor, um per pedes mit seinen Siebensachen an den Schalter und dann auf den Perron zu keuchen, waren kostbar genug.

Doch ersichien er athemlos auf dem Perron, als der Pfiff die Abfahrt des Trains anzeigte. Noch wäre es unserem pechgequälten Kegelbruder möglich gewesen, ein Coupe zu erreichen, hätte nicht der höllische Pech-Satan ihm zwei neue Hindernisse in den Weg gestellt. Diese Hindernisse bestanden in den Personen eines in Civil gekleideten und eines uniformirten Beamten, von denen der erstere ihm ein Blatt Papier vor die Nase hielt, während der Zweite ihn vorsorglich bei den Schultern gepackt hielt.

„Sie sind der Einbrecher Kümmelgold!" herrschte ihn der Erstere an. „Das Signalement stimmt auffallend, vorwärts, Wachtmeister, mit dem Kerl auf die Wache!"

Dannappel protestirte und das Glück wollte, daß ein höherer Bahnbeamter, den er kannte, ihn zu rekognosciren vermochte. Frei ward er nun zwar, aber der Zug war futsch und zwei Stunden vergingen, ehe der nächste abging. Diese Stunden verbrachte Dannappel grollend im Wartesaal und

als er endlich mit dem zweiten Zuge die Hauptstadt erreichte, da stand er mutterseelenallein am Bahnhof — wo waren die fidelen Ratten?

In seinem Unmuth knipp Dannappel zunächst alleine herum und allmählich kam denn auch eine „fidele Ratten"-Stimmung über ihn, der sich solo vergnügte. Er hatte seinen Hut mit einem Blumenstrauße geschmückt und wandelte durch die Straßen. Da, bei einem Denkmal, vor dem er bewundernd stehen blieb, hob ihm plötzlich eine unsichtbare Macht seinen Hut vom Kopfe. Er wandte sich um und erblickte einen hungrigen Droschkengaul, der das Blumengewächs, leider auch seinen Hutrand behaglich kaute.

Wieder äußerst mißgestimmt ging Dannappel in ein Hotel, nachdem er sich einen neuen Hut zugelegt hatte. Teufel, war das ein feines Zimmer! An der Thür befand sich eine Anzahl von Knöpfen, deren Bedeutung ihm das etwas schnippische aber bildsaubere Stubenmädchen kurz erklärte, um dann zu verschwinden.

Hm! Jetzt, nach all dem Widerwärtigen, konnte ein derbes Beefsteak und eine Flasche Röther, so allein im behaglichen Zimmer, nicht übel schmecken, und schon ruhte Dannappels Finger auf einem Knopf, um demselben ein lautes Klingeln zu entlocken.

Donnerwetter — was war das? Das Klingeln wiederholt sich immer lärmender auf allen Korridoren des Gasthauses und ein Schreien, ein Fragen, ein Gelärm folgt darauf.

„Hier muß es sein!" rief draußen eine dröhnende Stimme, „von hier aus ist das Alarmzeichen gegeben" — und in der plötzlich aufgerissenen Stubenthür standen gefolgt von verstört und ängstlich dreinschauenden Leuten, ein paar — Feuerwehrleute, — Dannappel, der unglückselige, vom Pech verfolgte Dannappel hatte die Alarmklingel statt der „Klingel für Bedienung" benutzt.

Die Scene war für den armen versteinerten Dannappel einfach scheußlich. Der Gastwirth befahl ihm, sofort das Hotel zu verlassen, ein Wachtmeister erschien und notirte wegen Verübung groben Unfugs seine Personalien und dann ward er vor die Thür gesetzt.

Das war zuviel des Pechs für einen Ausflugstag. Wuthschnaubend kehrte Dannappel noch mit dem Nachtzuge heim, ohne nach den „fidelen Ratten" zu fragen. Die nächste Woche brachte ihm manch' eigenartige Wandzierde — Strafverfügungen, die er gleich seinen Kegelerdiplomen als warnende Exempel an die Wand hing.

Als die diesjährige Kegelreise der „fidelen Ratten" herannahte, war Dannappel bei den Berathungen äußerst schweigsam. Als aber am andern Morgen die Abschiedsstunde schlug, da sprang Dannappel nicht wieder eilfertig aus dem Bette, um in eine wahre Pech-Kette sich zu verstricken, sondern er blieb behaglich liegen — wie, das verräth unser Zeichner dem geneigten Leser.

— Im Atelier. Besucher: „Sag' mal, Raff, Du malst wohl alle Deine Kunden auf sehr große Distanz?" — Porträtmaler: „Warum?" — Besucher: „Weil Du so selten triffst!"

— Ein Ausweg. Reisender: „Was? Mich wollen Sie hinauswerfen lassen? Meine Firma ist Hoflieferantin!" — Chef: „Johann, dann werfen Sie den Herrn zur Hofthür hinaus!"

— Das ändert sich. „Sag' mal, ist Deine Braut eigentlich blond oder brünett?" — „Weiß nicht, ich habe sie schon seit einer Woche nicht gesehen!"

— Entschuldbarer Fehler. „Liebe Kora, in dem Briefchen, worin Sie mir für den Schmuck danken, haben Sie Diamanten beständig mit zwei „m" geschrieben!" — „Das weiß ich, lieber Baron; echte Brillanten hätte ich nicht falsch geschrieben!"

Schwälmer Bauern.

Der Stamm der schwälmer Bauern, seit Menschengedenken in der Schwalmgegend ansässig, umfaßt etwa 20,000 Köpfe und bildet im Mittelpunkt der hessischen Lande gleichsam einen festen Kern, der seine Eigenart in Tracht und Sitte auf's Zäheste festhält. Hier gelten noch das Wort des Mannes und der Handschlag gleich dem Eide. Verlobung (Weinkauf) und Hochzeit sind großartige Feste. Die prächtigsten, mit Gold, Seide und Leinenstickerei verzier-

Schwälmer Tanz.

ten Gewänder und kostbare alte Prunkstücke werden dazu angelegt, während im gewöhnlichen Leben der Schwälmer sehr einfach, sparsam und fleißig ist. Nach der Hochzeit geht bei allen Ausgängen die Frau stets hinter dem Manne, nie mehr neben oder gar vor ihm wie bei dem Traugange. Die Heirathen werden vorher nach Rang und Reichthum genau erwogen, aber die Ehen sind musterhaft.

Die Männer sind schlanken, jedoch kräftigen Wuchses und dabei ungemein sehnig; die Haare fallen lang auf die breiten Schultern nieder, das blaue Auge blickt scharf aus dem stets glatt rasirten, markirten Gesicht. Ernst und wortkarg ist der Schwälmer, aber treu und tapfer, jeder Zoll ein Soldat, je-

Knüpftuch mit Kietzekappe.

der Bursche ein schneidiger Reiter. Die Weiber sind nicht groß, aber sehr zierlich gewachsen, besonders fallen die kleinen Füße auf. Die Trachten sind je nach den verschiedenen Gelegenheiten ganz einfach bis „stolz". Die stolze Tracht besteht aus langem, weißem Rock mit blitzenden Knöpfen, rother Weste, weißen Kniehosen mit fein verzierten Hosenbandeln, langen Stiefeln und feiner Otterfellmütze, reich mit Gold und grünem Sammet verziert. Absonderlich-schön ist die Tracht der Mädchen: hochgebauschte kurze, kaum bis an die Knie reichende Röcke, deren wohl oft 12 bis 15 — jeder hundertfach

Abendmahlstracht.

gefältelt — übereinander getragen werden, umschließen die Hüften, während das weiße Hemd etwa handbreit darunter hervorsieht und gerade noch die Rundung des Knies bedeckt. Die Waden in fein gestrickten weißen Zwickelstrümpfen bleiben sichtbar; die kleinen Füße stecken in zierlichen Schnallenschuhen. Die oberen Schürzenecken sind reich mit gold- und silbergestickten „Batten" (viereckigen Zierstücken) besetzt, das schwarze Sammet- oder grüne Seidenmieder ist roth und grün verziert und vor der Brust ein herzförmiges, mit blitzendem Schmuck überladenes Bret vorgeschnürt. Um den Hals schlingen sich mehrreihige dicke

Haustracht.

Bernsteinketten und seidene Tücher, die Oberarme bedecken feine, in altvererbten Mustern durchbrochene Hemdärmel, während ebenso gestrickte lange weiße Handschuhe den Unterarm verhüllen und in der Hand ein weißes Taschentuch sowie ein großer blauroth gemusterter Familienschirm mit Messinggriff getragen wird. Das Haar ist glatt auf dem Scheitel zusammengekämmt und zu einem Knäuel geflochten, der bei unbescholtenen Mädchen in rothen, goldverzierten Stülpchen steckt. Bei Hochzeiten ist noch weiterer eigenartiger Zierrath aus buntem Flitter und Gold, z. B. die Geschappel, die sich pfauenschwanzartig hinter dem Kopfe befindet, vorgesehen. Bei keiner Hoch-

Fest- und Kirchentracht.

zeit darf der sogenannte Kammerwagen fehlen. Derselbe erregt berechtigtes Aufsehen. Zu unterst auf diesem großen Leiterwagen liegt roher Flachs, darüber geprägter; Truhen, Kleider-, Küchen- und Glasschrank, Sofa, vier vollständige Betten, Spinnräder, Küchengeschirr, Eimer und Töpfe, bemalte Körbe, Stühle u. s. w., auf all' diesem sitzen die Freundinnen der jungen Frau. Zu oberst thront natürlich die in weiser Vorsicht bereits ausstaffirte Wiege.

Den Schluß des diesjährigen Anthropologencongresses in Kassel bildete ein Ausflug nach der Schwalmgegend, wo in dem Städtchen Treysa ein äußerst charakteristischer Festzug des eigenartigen Volksstammes veranstaltet war.

Kameraden aus dem Togolande.

Der Sieg der Cultur in Afrika drückt sich in augenfälligster Weise durch die Bekleidungsversuche aus, die die „upper ten thousand" der schwarzen Rasse im Hinblick auf den Spruch „Kleider machen Leute" unternommen haben. Namentlich die Westafrikaner sind ungemein begierig, europäische Tracht anzulegen. Der Cylinder eines Fürsten von Little-Popo hat vor einigen Jahren Furore gemacht, zumal er zu dem Mangel an sonstigen Kleidungsstücken des „colored gentleman" nicht recht paßte. Auch der Infanterie-Interimsrock, den der

stattliche Togomann auf unserem Bilde so selbstbewußt zur Schau trägt, steht etwas in Mißverhältniß zu den kurzen Hosen und der Sandalenbeschuhung. Aber das sind Geschmackssachen, über die eben Togoleute und Europäer verschiedener Meinung sind. Daß man in Deutschland in ihm einen jener Invaliden zu erblicken geneigt sein würden, die im alten Uniformrock am Rande beliebter Promenaden ihren Leierkasten aufstellen, sieht ihn nicht an.

Zweifelhaftes Vergnügen

Sonntagsreiter: „Gott, was es is for ä Gefiehl, zu sitzen auf dem Pferd so allein!"

Deutlich.

„Ist Ihr Fräulein zu sprechen, Marie?"

„Ja wohl! — Aber auf Sie nicht gut!"

— Durch die Blume. Er: „Trudchen, mit diesem Kusse sag' ich Dir alles! Hast Du mich verstanden?" — Sie „Ach, bitte, wiederhol's nochmal!"

— Auch ein Beruf. Polizeilieutenant: „Sie heißen?" — Zeugin: „Anna Lang!" — Polizeilieutenant: „Religion?" — Zeugin: „Protestantisch!" — Polizeilieutenant: „Alter?" — Zeugin: „16 Jahre!" — Polizeilieutenant: „Was sind Sie?" — Zeugin (zögernd): „Ein Backfisch!"

Thomas Koschat.

Wem klingen nicht flotte Weisen im Ohr bei Nennung dieses Namens, wer denkt dabei nicht an das schöne, das liederreiche Kärntnerland! Almfrische „Deandln" und „Buahn", firngekrönte Bergriesen, gewaltige Felscolosse, tiefdunkle Wälder, aber auch blumige Matten und gemüthliches Sein steigen in unserer Erinnerung auf, wie sie uns schon oft und immer auf's Neue vor das geistige Auge gekommen, wann und wo auch wir den bald übermüthigkecken, bald einschmeichelnd-süßen Lauten der Koschatschen Kärnter Lieder gelauscht.

Thomas Koschat.

Vor Kurzem beging der Dichtercomponist, der Wiedererwecker des alten kärntnerischen Volksliedes, ein Jubiläum. Er wurde im August fünfzig Jahre alt, und zugleich waren es fünfundzwanzig Jahre her, daß er als Dichter und als Componist an die Oeffentlichkeit getreten. Natürlich wollte man in der Musikstadt Wien diese Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, ohne ein bißchen kärntnerisch zu jubiliren, und so bildete sich schon im Winter ein großes Comite, das Thomas Koschat ein Jubelfest ausrüstete, so lustig und so glänzend, wie es ihm gebührt. Dem Festausschusse gehörten die Vertreter von einundvierzig der hervorragendsten Wiener Gesangvereine an, und die verdientesten Chormeister, Eduard Kremser vom Männergesangverein und der wackere Kirchl vom Schubertbund schwangen den Taktstock, als im großen Dreherschen Park zu Meidling bei Schönbrunn das Kärnter Lied zu Ehren Koschats, seines „Finders" und Verbreiters, ertönte.

Viktring.

Thomas Koschat ist am 8. August 1845 in Viktring, einem hübschen Orte bei Klagenfurt, als der Sohn armer Eltern geboren. Nur unter Schwierigkeiten und Entbehrungen konnte er die Gymnasialstudien absolviren und dann die Wiener Universität beziehen. Er hat dies außer seiner eigenen Beharrlichkeit edlen Gönnern, vornehmlich aber der im Kärnterlande hoch angesehenen, kunstsinnigen und gemeinnützig wirkenden Familie Moro zu danken.

Schloßportal in Viktring.

Die Neigung zum volksthümlichen Gesang war bei Koschat frühzeitig hervorgetreten. Mit einer prächtigen Baßstimme begabt, pflegte er schon in seiner Heimath und dann in Wien mit besonderer Vorliebe das Kärnter Lied, dessen Schönheit und musikalischer Werth damals noch kaum über die Grenzen Kärntens hinaus bekannt geworden waren. In Wien trat Koschat zuerst in Congerten von Gesangvereinen auf. Er wurde dadurch bekannt und dies ebnete ihm den Weg in die Hofoper; später wurde er Mitglied der Hofkapelle und der Domkapelle. Ueber seinen Berufspflichten aber vergaß er nicht seine heimathlichen Lieder. Sein Compositionstalent begann sich zu entfalten, und es stand unter dem Einflusse des kärntnerischen Volksliedes, das er von Jugend auf gehört und gesungen. Indem er das Kärnter Lied dem Verständniß und dem Geschmack weiterer Kreise zugänglich machte, gestaltete er dasselbe unter Wahrung seines melodischen und dialektischen Reizes und des wahren, sinnigen Volkstones, mit seinem musikalischen Verständnisse weiter aus.

Was nun das eigentliche Schaffen des Dichtercomponisten betrifft, so muß betont werden, daß der größte Theil seiner Schöpfungen in musikalischer und textlicher Beziehung sein volles geistiges Eigenthum, durchaus selbstständig gestaltet ist. Dabei hat er allerdings einige der schönsten kärntnerischen Volkslieder, die er auf seinem Wege fand, einrangirt und in größere Tondichtungen verflochten, wenn dies zum besseren Colorit seiner musikalischen Bilder aus dem kärntnerischen Volksleben dienen konnte.

— Einfeinfühliger Spitzbube. Richter: „Sie geben also zu, in der Küche dieser Dame einen Braten gestohlen zu haben?" — Angeklagter: „Jawohl, aber ich habe der jungen Frau nur eine Blamage bei ihrem Manne ersparen wollen!"

Ein Nestor der Wissenschaft.

Der Nestor aller deutschen Universitätslehrer, Geheimrath Prof. Dr. theol. et phil. J. G. Stickel in Jena, hat sein 90. Lebensjahr vollendet. Der Lebensgang dieses schlichten, charaktervollen Gelehrten zeigt im besten Sinne „das Normalleben eines deutschen Professors an einer kleinen Universität", wie er selbst sein Leben bezeichnet hat.

Johann Gustav Stickel wurde am 18. Juli 1805 zu Eisenach geboren. Sein Kindesalter fällt also noch in die napoleonische Zeit, aus der sich seinem Gedächtniß noch heute lebhaft vor seiner Seele stehende gewaltige Kriegsbilder einprägten; auch den corsischen Cäsar selbst bekam der Knabe zu Gesicht, als jener auf dem Rückzuge 1813 unmittelbar vor Stickel's Hause an einem Wachtfeuer rastete. Nach dem Besuche des weimarischen Gymnasiums

Prof. Stickel.

studirte Stickel Theologie und Philologie an der Universität Jena, an der er sich auch im Jahre 1827 als Docent für alttestamentliche und semitische Literatur habilitirte. Mit der kurzen Unterbrechung eines einzigen Semesters (1829—30), das der junge Gelehrte zu Studien bei dem großen Orientalisten de Sach in Paris verwandte, lehrt also Stickel nunmehr volle 68 Jahre an der nämlichen Universität (eine ehrenvolle Berufung nach auswärts lehnte er ab), eine wohl einzigartige Erscheinung an den deutschen Hochschulen. Trotz seiner neun Jahrzehnte erfreut sich der greise Gelehrte einer schier erstaunlichen Frische des Leibes und Geistes, wie er ohne die geringste Beugung des Hauptes aufrecht einhergeht.

Ein submarines Torpedoboot.

Den Angriffswaffen für den Seekrieg werden immer mehr unheimliche Fähigkeiten anerfunden und anconstruirt. Jetzt sind gar submarine Torpedoboote gebaut worden, welche nicht nur dem feindlichen Schiffe heim-

lich die gefährlichen Sprengflaschen anhängen, sondern auch durch über der Wasserfläche angebrachte Spiegel seine Bewegungen und Alles, was an Bord vorgeht, beobachten können, ohne selbst gesehen zu werden, denn die Spiegel bemerkt man nur in allernächster Nähe. Wer weiß, ob die maritime Kriegswissenschaft es nicht bald dahin bringt,

feindlichen Schiffen ein Telephon anzuhängen und damit die Berathungen der Officiere zu belauschen und so ihre Pläne zu erfahren. Solch ein elektrischer Spion kann dann ruhig an die Raa gehängt werden, wenn man ihn entdeckt — er ist ja bald ersetzt.

Ein Dämpfer.

„Gnädiges Fräulein, darf ich mit Ihrer Mama sprechen?"

„Ja, ich weiß nicht, Herr Baron, ob Mama sich wieder zu verheirathen gedenkt; aber wenn Sie nicht zu alt für sie sind, so können Sie ja mit ihr sprechen, wenn Sie wollen!"

— Auch wahr. 1. Schauspieler: „Sie freuen sich, daß wir vor leeren Bänken spielen?" 2. Schauspieler: „Ja, die — pfeifen nicht so leicht."

— Vermuthung. Fremder (der in Hamburg sechs ältere Damen auf der Straße mit einander gehen sieht): „Aha, das ist gewiß der — alte Jungfernstieg?!"

— Mißverstanden. A.: „Sagen Sie mal, mein Bester, worin besteht Ihre tägliche geistige Nahrung?" — B.: „In fünf großen Weißen und zehn kleinen Kümmeln. Ich denke, det jenügt!"